

Herbert Paukert

ENTWICKLUNG

ERZIEHUNG

SCHULE

Homepage: www.paukert.at

Inhaltsverzeichnis

<i>[1] Grundlagen der Kindesentwicklung</i>	<i>... 03</i>
<i>[2] Sozialisierung und Entwicklung</i>	<i>... 04</i>
<i>[3] Verschiedene Erziehungsstile</i>	<i>... 06</i>
<i>[4] Erziehungsprobleme in der heutigen Zeit</i>	<i>... 08</i>
<i>[5] Was ist eine „richtige“ Erziehung?</i>	<i>... 09</i>
<i>[6] Allgemeine Leitlinien der Schulbildung</i>	<i>... 11</i>
<i>[7] Die Messbarkeit von Schülerleistungen</i>	<i>... 12</i>
<i>[8] Anmerkungen zum Mathematikunterricht</i>	<i>... 14</i>
<i>[9] Psychosoziale Aspekte von Lernstörungen</i>	<i>... 15</i>
<i>[10] Anhang: Kinderjahre © Remo Largo</i>	<i>... 17</i>

Hinweis: Der vorliegende Text entstammt dem Psychologie-Lehrbuch „Wege zum ICH“ von Herbert Paukert.

[1] Grundlagen der Kindesentwicklung

Erziehung ist die Einflussnahme auf das Verhalten und die Entwicklung eines Kindes. Sie erfolgt primär durch Bezugspersonen wie Mutter, Vater, Lehrer, usw. Die erziehenden Personen sind Teil der Gesellschaft und haben bestimmte Erziehungsziele und bestimmte Erziehungsmethoden. Das allgemeinste Ziel besteht in der Vermittlung eines **Wertesystems**, das vom Kind verinnerlicht und dann handlungsanleitend wird. Das Kind braucht dazu Regelmäßigkeiten, die ihm Sicherheit und Orientierung geben, so dass sich ein **Urvertrauen** entwickeln kann. Wichtig sind dabei Rituale wie beispielsweise jene der Körperpflege (Sauberkeit) oder des Benehmens (Höflichkeit und Anstand). Die Erziehungspraktiken stützen sich auf unterschiedliche Lerntechniken wie mechanisches oder konditionelles Lernen. Hervorzuheben ist das Lernen durch Vorbild und Nachahmung. Wichtig ist, dass am Ende eines Erziehungsprozesses beim Kind die bewusste Einsicht in das erwünschte Lernziel vorhanden ist.

Primäre Erziehungsziele sind **Befriedigungsaufschub**, **Impulskontrolle** und auch **Frustrationstoleranz**. Ihre neurobiologischen Grundlagen sind die neuronalen Vernetzungen und reziproken Kopplungen zwischen der vorderen Großhirnrinde und dem tiefer im Gehirn liegenden limbischen System, wobei bestimmte chemische Transmitterstoffe (Serotonin, Dopamin, usw.) maßgeblich beteiligt sind. In der stammesgeschichtlich jungen Großhirnrinde sind die kognitiven Funktionen der Psyche lokalisiert (Wahrnehmung, Gedächtnis und Denken). Im stammesgeschichtlich älteren limbischen System sind die Gefühle (Emotionen) und Triebe lokalisiert. Die neuronalen Netzwerke können durch ein angeleitetes Lernen schrittweise modifiziert werden. So entstehen neue Nervenverbindungen (Synapsen), Transmitter-Rezeptoren und sogar neue Nervenzellen (Neurogenese). Diese so genannte Neuroplastizität besteht in jedem Lebensalter (vorrangig jedoch in der Kindheit), wodurch erst pädagogische und psychotherapeutische Einflussnahmen möglich werden.

Von großer Bedeutung, neben den genetisch angeborenen Dispositionen, ist die Art und Weise der **emotionalen Bindung** zwischen einer Bezugsperson und dem Kind in den ersten Lebensjahren, wobei die Ausschüttungen des Hormons „Oxytocin“ und von körpereigenen „Opiaten“ eine maßgebliche Rolle spielen. Diese Stoffe hemmen das Stresssystem mit seinen Hormonen und erzeugen ein emotionales Wohlbefinden. Zu unterscheiden sind **sicher oder unsicher gebundene** Kinder. Die frühen Bindungserfahrungen sind die Grundlage für Mitgefühl (Empathie) und für das spätere Sozialverhalten.

Eine sichere Bindung entsteht bei einem Erziehungsverhalten, das durch emotionale Wärme, Mitgefühl, Geduld, Fürsorglichkeit, Geborgenheit, Vertrauen, Verlässlichkeit und vor allem durch eine ausgewogene **Balance zwischen Nähe und Distanz** gekennzeichnet ist. Andernfalls entsteht eine unsichere Bindung. Unsicher gebundene Kinder klammern sich entweder zu sehr an ihre Bezugspersonen oder distanzieren sich zu sehr von ihnen. In ihrem Bindungsverhalten sind diese Kinder entscheidungsunsicher und desorganisiert. Die unsichere Bindung kann zur Ursache von Entwicklungsstörungen und psychosomatischen Erkrankungen werden. Ein Beispiel dafür ist der Hospitalismus, d.h. früh vom Elternhaus getrennte (isolierte) und in Heimen, Anstalten oder Spitälern aufwachsende Kinder sind deutlich krankheitsanfälliger.

Eine wichtige Phase in der frühen Kindheit, die auf den Bindungserfahrungen im Säuglingsalter aufbaut, besteht in der Ausbildung einer „**Theory of Mind**“, d.h. dem Verstehen der Emotionen von anderen Personen und dem Erkennen eines fremden ICHs im Unterschied zum eigenen ICH. Ähnlich wie das Immunsystem lernt das Kind zwischen fremd und selbst zu unterscheiden. So lernt das Kind Objekt und Subjekt zu trennen. Damit ist auch die Basis für die Entwicklung eines **autobiografischen Gedächtnisses** geschaffen, das uns ein Leben lang begleitet, und ohne dem die Ausformung eines Ich-Bewusstseins als einer überdauernden Instanz nicht möglich ist.

Für die Leistungsfähigkeit des psychischen Apparates entscheidend ist neben der genetisch angeborenen neuronalen Struktur vor allem die Reichhaltigkeit frühkindlicher Reize und Erfahrungen. Ein Entzug (Deprivation) von visuellen Reizen während der ersten Lebensmonate führt zu einer deutlich schwächeren Vernetzung von Nervenzellen in den visuellen Feldern der Großhirnrinde.

Von großer Bedeutung ist die **Sprachentwicklung** des Kindes. In der Vorschulzeit werden zwei Formen des Spracherwerbs unterschieden: das **implizite und das explizite Erlernen** der Sprache. In den ersten drei Jahren erfolgt der Spracherwerb ausschließlich implizit, d.h. beiläufig und ohne besondere Konzentration auf die Lernakte. Wichtig ist die enge Zweierbeziehung mit einem Interaktionspartner. Dabei reagiert das Baby vor allem auf die Sprachmelodie (Rhythmus, Betonung) der Mutter. Nach dem explosiven Zuwachs von Lauten und Wörtern erfolgt eine explosive unbewusste Aneignung von Grammatikregeln. Parallel dazu werden vom Kind kognitive und soziale Kompetenzen erworben. Ab dem vierten Lebensjahr beginnt das Kind auch explizit zu lernen, d.h. mit Vorsatz und Konzentration. Das Sprachlernen wird nun durch gezielte pädagogische Maßnahmen motiviert, arrangiert und unterstützt. Alle diese Prozesse führen zu einem deklarierbaren Wissen über die Grammatik einer Sprache. Sprache ist für uns Menschen von eminenter Bedeutung, einerseits als Stütze für das Denken und andererseits als wichtigstes Kommunikationsmittel. Wir äußern damit unsere Befindlichkeiten (Symptome), wir fordern damit von unseren Mitmenschen bestimmte Handlungen (Signale) und wir beschreiben damit unsere Welt (Deskriptionen).

[2] Sozialisierung und Entwicklung

Dass man Nahrung aufnimmt, ist eine biologische Notwendigkeit - wie man dies tut, ist hingegen durch soziale Normen geregelt. Unter **Sozialisation** versteht man den Prozess der Anpassung des Individuums an sein soziales Umfeld, eben an die Gesellschaft. Diese Anpassung erfolgt durch eine Verinnerlichung (Internalisierung, d.h. emotionale und kognitive Akzeptanz) der gesellschaftlichen Normen. Den Prozess der Sozialisierung beschreibt der Schweizer Psychologe **Jean Piaget** in einem Vier-Phasen-Modell. Dabei geht es um den Übergang von moralischer Fremdbestimmung (**Heteronomie**) zur eigenverantwortlichen Selbstbestimmung (**Autonomie**).

(a) Vorethische Phase (cirka bis 3. Lebensjahr). Durch eine innige Beziehung zu einer liebevollen Bezugsperson erfährt das Kleinkind Geborgenheit und Sicherheit. Es entwickelt ein Regelbewusstsein durch die Begegnung mit Sachverhalten unter gleichbleibenden situativen Bedingungen. So entsteht ein Urvertrauen.

(b) Phase der personellen Heteronomie (cirka bis 6. Lebensjahr). Das Regelbewusstsein wird zum Pflichtbewusstsein, welches in der konstanten Erfüllung sozialer Normen besteht. Das Kind akzeptiert diese Normen aber nur aus Liebe zur ausgezeichneten Bezugsperson oder aus Angst vor Liebesverlust. Pflichtbewusstsein um der Liebe Willen.

(c) Phase der sachlichen Heteronomie (cirka bis 10. Lebensjahr). Es kommt zur schrittweisen Unabhängigkeit von der personellen Autorität und zur Akzeptanz von sachlichen Autoritäten. Begründete Spielregeln werden ernst genommen (Angst vor Sachschaden). Soziale Normen gelten wie Naturgesetze (ethischer Realismus). Pflichtbewusstsein um der Sache Willen.

(d) Phase der Autonomie (bis ins Erwachsenenalter). Der junge Mensch gelangt zur Erkenntnis des relativen und normativen Charakters der sozialen Spielregeln. Nach der Periode der Rebellion (Sturm und Drang) folgt die Einsicht, dass ohne Regeln kein gemeinschaftliches Zusammenleben funktioniert. Es werden demokratische Diskussionen über sinnvolle Regeländerungen geführt, bis schließlich viele Entscheidungsfindungsprozesse und zum Teil leidvolle Erfahrungen zu einer autonomen (selbstbestimmten) moralischen Haltung führen.

Jean Piaget erforschte nicht nur die Persönlichkeits-Entwicklung sondern auch die Intelligenz-Entwicklung. Intelligentes Verhalten dient vor allem der optimalen Anpassung des Menschen an die jeweilige Umweltsituation, wobei immer wieder neue Aufgaben mit Hilfe der psychischen Funktionen (Wahrnehmung, Gedächtnis und Denken) gelöst werden müssen. Genau so wie bei der Sozialisation unterscheidet **Jean Piaget** auch bei der Intelligenz-Entwicklung vier verschiedene Stufen. Dabei geht es um den Übergang vom **anschaulichen**, wahrnehmungsgebundenen Denken zum **abstrakten**, begrifflichen Denken. Die Grenzen dieser Entwicklungsstufen sind nicht starr fixiert, sondern sie verlaufen fließend.

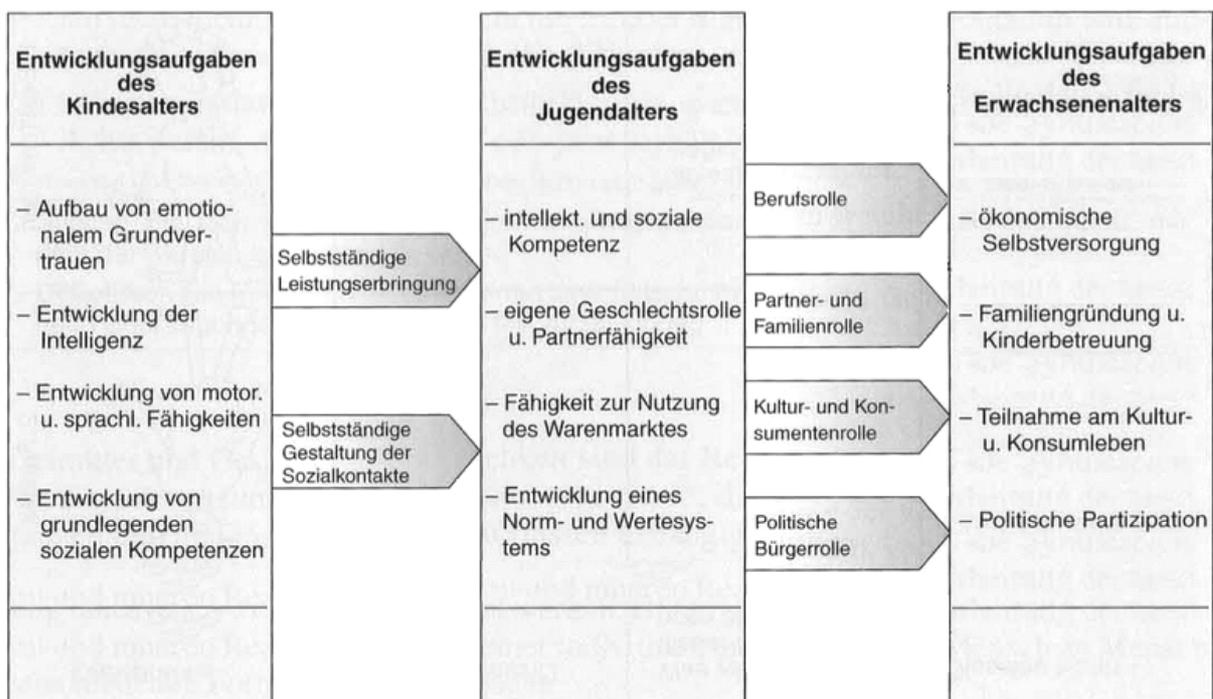
(a) Stufe der sensomotorischen Intelligenz (Geburt bis ca. 2 Jahre). In dieser Phase erwirbt das Kind durch sensomotorische Auseinandersetzungen mit der Umwelt bereits vage Vorstellungen von Raum, Zeit und Kausalität als Voraussetzungen für ein konkretes Objektkonzept. Das Kind sieht die Welt nur von seinem egozentrischen Standpunkt, welcher erst viel später relativiert wird.

(b) Stufe der präoperationalen Intelligenz (ca. 2 - 7 Jahre). Das Kind lernt Dinge und Handlungen als Symbole zu verwenden und ist zu symbolischen Spielen (Rollenspielen) in der Lage. Aus den verwendeten Symbolen entwickeln sich schrittweise sprachliche Begriffe. Das Kind erkennt den Unterschied zwischen einer Klasse von Gegenständen und den einzelnen Gegenständen, die zu dieser Klasse gehören (Menge-Element-Relation). Das Denken verläuft dabei anschaulich.

(c) Stufe der konkreten Operationen (ca. 7 - 12 Jahren). Operationen sind verinnerlichte Handlungen, die auch reversibel sind. Induktives und analoges Denken sind charakteristisch. Die Phase der konkreten Operationen bildet damit die Überleitung von der Koordination von Handlungen zur Formalisierung der Gedanken auf der nächsten Stufe.

(d) Stufe der formalen Operationen (ab 12 Jahren). Das Denken beschränkt sich nicht mehr auf konkrete Objekte, Klassen und einfache Relationen. Es kann mit sprachlichen Begriffen operieren und Aussagen deduktiv ableiten. Komplexere Abstraktionen sind möglich.

Entwicklungsperioden und entsprechende Entwicklungsaufgaben:



Frühe Kindheit (0-2 Jahre)	Abhängigkeit, Bindung, Anhänglichkeit (social attachment) Grundlegende motorische Funktionen entwickeln Sensomotorische Intelligenz, Erkennen einfacher Kausalitäten Implizites Erlernen von Sprache Unterscheidung von Subjekt und Objekt, Objektpermanenz Entwicklung einer „Theory of Mind“
Kindheit (2-5 Jahre)	Verfeinerung der motorischen Funktionen Selbstkontrolle (vor allem motorisch) Fortgesetzte Sprachentwicklung, Phantasie und Spiel
Schulübergang und frühes Schulalter (6-7 Jahre)	Konkrete Operationen Einfache moralische Unterscheidungen treffen Geschlechtsrollen-Identifikation Spiel in Gruppen, Rollenspiele
Mittleres Schulalter (8-12 Jahre)	Selbstbewusstsein (mutig, tüchtig, usw.) Erwerb der Kulturtechniken (Lesen, Schreiben, Rechnen etc.) Soziale Kooperation, Spielen und Arbeiten im Team
Jugend, Adoleszenz (13-20 Jahre)	Formale Operationen Körperliche Reifung Gemeinschaft mit Gleichaltrigen (Peergruppen) Sexuelle Beziehungen Internalisiertes moralisches Bewusstsein Autonomie von den Eltern Berufswahl
Frühes Erwachsenenalter (21-35 Jahre)	Heirat und Geburt von Kindern Arbeit/Beruf und eigenen Lebensstil finden
Mittleres Erwachsenenalter (36-60 Jahre)	Berufliche Karriere Heim/Haushalt führen Kinder aufziehen
Spätes Erwachsenenalter (61 und älter)	Energien auf neue Rollen lenken Akzeptieren des eigenen Lebens Eine Haltung zum Sterben finden

[3] *Verschiedene Erziehungsstile*

Neben den primären Erziehungszielen werden relativ zur jeweiligen Gesellschaft weitere Ziele formuliert. Bis 1960 standen Vorstellungen wie Disziplin, Pflichterfüllung und Gehorsam im Mittelpunkt. Dann erfolgten ein Wertewandel und eine Emanzipation in vielen Bereichen. Heute werden eher Selbstständigkeit (Mündigkeit), Kritikfähigkeit und Eigenverantwortung des Kindes als vorrangige Ziele angestrebt. In diesem Zusammenhang können drei Erziehungsstile unterschieden werden: autoritär, anti-autoritär (laissez-faire) oder demokratisch.

Bei der **autoritären Erziehung** trifft die jeweilige Autorität alle Entscheidungen alleine. Diese dürfen nicht hinterfragt werden, und dem jungen Menschen wird sein natürliches Neugierverhalten und auch sein Freiheitsstreben unterbunden. Er wird dadurch zum Befehlsempfänger, welcher eine vorgegebene Ordnung stur einhalten muss. Es wird verlangt, dass man Befehlen gehorcht, bevor man sie überhaupt versteht. Als Gegenpol dazu hat sich die **anti-autoritäre Erziehung** (laissez-faire) etabliert. Dabei lässt der Gruppenleiter die Kinder frei das tun, was sie wollen. Er fällt keine Entscheidungen und greift in das Geschehen prinzipiell nicht ein. Die Kinder müssen selbst herausfinden, was gut und was schlecht ist, und sie sollen selbst die Gruppenregeln aufstellen. Alle autoritären Strukturen, welche das Kind einschränken und daran hindern, frei und glücklich zu sein, müssen aufgehoben werden. An ihre Stelle tritt das Prinzip der Selbstregulation.

Ein sinnvoller Mittelweg ist die **demokratische Erziehung**. Eine egalitäre Autorität unternimmt die mühevollen Erziehungsarbeit, zuerst zu erklären, dann zu diskutieren und zuletzt Richtlinien aufzustellen. Erst denken, dann reden und dann handeln. Eine solche Erziehung konstituiert sich in der Dialektik von Annehmen und Zurückweisen. Sie ist immer gekennzeichnet durch einen achtsamen und respektvollen Umgang miteinander.

In der modernen **Schematherapie** unterscheidet man vier Eltern-Modi und 4 Kind-Modi, welche als typische Erlebnisarten und Verhaltensweisen auftreten und als Schemata verinnerlicht werden.

Die vier Kind-Modi:

(K1) Das verletzte Kind.

Das sind einsame, verlassene, zurückgewiesene, misshandelte, missbrauchte Kinder, aber auch solche, die schon viele Entbehrungen erlitten haben. Diese Kinder reagieren häufig depressiv, apathisch und antriebslos.

(K2) Das verärgerte Kind.

Wegen wiederholter Frustration ihrer Grundbedürfnisse sind diese Kinder verärgert und reagieren dann zornig ohne ihre Handlungsfolgen zu bedenken.

(K3) Das impulsive, undisziplinierte Kind.

Das sind Kinder mit einer sehr schwachen Impulskontrolle. Es geht ihnen nur um die Erfüllung der eigenen Bedürfnisse und Wünsche, wobei sie sozial rücksichtslos agieren.

(K4) Das glückliche Kind.

Diesen Kindern werden ihre Bedürfnisse innerhalb angemessener Grenzen weitgehend erfüllt. Sie können dann Befriedigungen aufschieben und Frustrationen aushalten.

Die vier Eltern-Modi:

(E1) Die strafenden Eltern.

Diese Eltern bestrafen ihre Kinder sehr häufig, weil sie unfolgsam und „böse“ sind. Sie verlangen von den Kindern autoritär eine bedingungslose Gehorsamshaltung.

(E2) Die fordernden Eltern.

Diese Eltern erwarten und fordern von ihren Kindern außerordentliche Leistungen und setzen sie unter einen permanenten Leistungsdruck.

(E3) Die nachgiebigen Eltern.

Sie erfüllen ihren Kindern alle Wünsche, verwöhnen und verzärteln sie. Sie setzen ihren Kindern wenige oder gar keine Grenzen, so dass diese dann keine Frustrationstoleranz und keinen Befriedigungsaufschub erlernen.

(E4) Die „idealen“ Eltern.

Sie pflegen einen liebevollen und einfühlsamen Umgang mit ihren Kindern, aber sie setzen ihnen auch mit Achtsamkeit und Konsequenz angemessene Grenzen. Sie finden die richtige Balance zwischen Nähe und Distanz.

Zwischen diesen Kind- und Eltern-Modi entstehen oft Spannungen und Konflikte, auf welche dann mit drei typischen **Bewältigungs-Modi** reagiert werden kann.

(B1) Erdulden (Unterwerfung)

(B2) Vermeiden (Gefühlsabspaltung)

(B3) Auflehnen (Kompensation)

Konfliktspannungen werden vermindert durch passives Erdulden einer verletzenden Situation (B1) oder durch ein Vermeiden der Situation und durch ein gefühlsmäßiges Abtrennen (B2) oder durch kämpferische Aktivitäten zur Verbesserung der Situation (B3).

[4] Erziehungsprobleme in der heutigen Zeit

(a) Die westlichen Wohlstandsgesellschaften

Noch (im Jahre 2018) geht es dem Mittelstand in den westlichen, kapitalistischen Wohlstandsgesellschaften relativ gut. Jedoch wird der Unterschied zwischen reichen und armen Bürgern immer größer. Der Motor unseres Wohlstandes sind das Leistungsmotiv und die Habgier. Die wertebewusste und traditionsreiche Familienstruktur ist zerbrochen. Es gibt immer mehr allein-erziehende Mütter und Väter und zerstreute Patchwork-Familien. Im modernen Medienzeitalter nehmen Fernsehen, Internet, Computer und Handy immer mehr Raum und Zeit im individuellen Leben ein. Die menschlichen Gehirne werden von einer ungeheuren Informationsflut überschwemmt. Das wissenschaftliche Weltbild und die Technik sind so komplex geworden, dass eine ordnende Zusammenschau und ein tieferes Verstehen für den Menschen kaum möglich sind.

In einer solchen Welt müssen nun Eltern ihre Kinder aufziehen und erziehen. Die zwei konträren Hauptfehler dabei sind einerseits die „**Vernachlässigung**“ und andererseits die „**Überbehütung**“. Interessanterweise verursachen beide ähnliche Schäden bei den Kindern, denen es an Geborgenheit und Orientierung fehlt. Die Ursachen für eine Vernachlässigung oder Verwahrlosung der Kinder können vielfältig sein. Häufig ist es die zu große Belastung der Eltern durch den Beruf oder das elterliche Desinteresse an ihren Kindern. Auch die Ursachen für eine Überbehütung oder Verwöhnung können vielfältig sein. Meistens sind es so genannte Helikopter-Eltern.

(b) Helikopter-Eltern und Tyrannenkinder

Unter Helikopter-Eltern versteht man überfürsorgliche Eltern, die sich wie ein Beobachtungshubschrauber ständig in der Nähe ihrer Kinder aufhalten, um diese zu überwachen und zu beschützen. Ihr Erziehungsstil ist geprägt von (teilweise zwanghafter) „**Überbehütung**“ und auch exzessiver Einmischung in die Angelegenheiten des Kindes bzw. des Jugendlichen.

Viele Helikopter-Eltern kompensieren mit ihrer Überfürsorglichkeit an den Kindern ihre eigene Unsicherheit und Orientierungslosigkeit. Sehr oft drängen sie auch ihre Kinder zu besonderen Leistungen, um den Mangel an eigener Anerkennung auszugleichen. Sie wollen erfolgreiche und glückliche Kinder, um sich selbst als kompetent zu erleben. Dabei verlängern sie die Abhängigkeitsphase und fördern nicht die Selbständigkeit ihrer Kinder. So werden Ablösungskonflikte erzeugt.

Eine andere Variante inadäquaten Elternverhaltens besteht im „**Verwöhnen**“ und „**Verzärteln**“ der Kinder. Das Bestreben die eigenen Kinder besonders liebevoll und richtig zu erziehen, führt dazu, dass den Kindern ein Übermaß an Freiheit gewährt wird, ohne dass angemessene Grenzen gesetzt werden. Diese „laissez-faire“-Haltung der Eltern hat oft ihren Grund in eigenen Schuldgefühlen und im schlechten Gewissen den Kindern gegenüber, weil die Eltern zu wenig Zeit für die Kinder haben. Das schlechte Gewissen wird dann kompensiert mit noch mehr Konsum und noch mehr Freiheiten. Die Eltern wollen nur, dass ihre Kinder glücklich sind. Aber das ist zu wenig, denn das Leben besteht nicht nur aus Spaß und Vergnügen, sondern auch aus Pflichten und Verantwortungen. Kinder brauchen dafür echte Zuneigung und liebevolle Führung.

Überbehütung und Verwöhnung bewirken, dass die Kinder keine Selbständigkeit (Mündigkeit), keine Widerstandsfähigkeit (Resilienz) und keine Eigenverantwortung entwickeln. Das führt bei den betroffenen Kindern oft zu verschiedenen, psychosomatischen Störungen. Bettnässen, Essstörungen, Depressionen und ADHS können auftreten. Immer häufiger findet man solche Kinder (und Eltern) in psychotherapeutischen Einrichtungen unserer Gesellschaft.

Eine andere Folge von Überbehütung und Verwöhnung kann die Entwicklung von so genannten **Tyrannenkindern** sein. Wenn Eltern aus den Kindern kleine Prinzessinnen und Prinzen machen, wenn Eltern ihre Kinder zwanghaft nur glücklich sehen wollen, wenn Eltern ihren Kindern deswegen alles erlauben und ihnen keine Richtlinien und Grenzen setzen, dann werden diese Kinder zu kleinen Tyrannen. Sie sind unbeherrscht, sie fordern immer mehr, sie terrorisieren mit Schreien, Weinen und Schlagen ihre Eltern. Die Probleme beginnen sehr früh. Das Kind will immer am Abend spielen anstatt einzuschlafen. Das Kind will lieber seine Finger in das Trinkglas stecken anstatt daraus zu trinken. Das Kind will lieber Fernsehen anstatt Hausübungen zu machen. Und die Eltern erfüllen alle seine Wünsche, intervenieren in der Schule und vergessen dabei ihre eigentliche Kernkompetenz, nämlich die Kinder mit Konsequenz liebevoll zu führen und zu leiten. Häufig verhindern ihre Schuldgefühle und ihr schlechtes Gewissen, dass sie ihre Führungsrolle konsequent annehmen und ausüben.

(c) Die andere Seite der Wohlstandsgesellschaft

Zum Abschluss muss gesagt werden, dass Helikopter-Eltern und Tyrannenkinder nur die eine Seite der Erziehungslandschaft sind. Die andere Seite sind vernachlässigte, verwahrloste und verletzte Kinder, welche in ihrem Leben nie Liebe und Zuneigung erfahren haben und oft in Drogensucht und Kriminalität abgleiten. Diese Kinder zurückzuholen und ihnen einen Sinn im Leben zu vermitteln, ist eine unabdingbare Aufgabe unserer Gesellschaft. Ein eigenes Kapitel und eine besondere Herausforderung an die Gesellschaft sind in der heutigen Zeit die verarmten und oft verletzten Flüchtlingskinder. Sinnvolle Hilfe und Integration dieser Kinder stellen unsere Gesellschaft vor große, aber hoffentlich lösbare Probleme.

[5] Was ist eine „richtige“ Erziehung?

Bei der Sichtung von vielen Kommentaren, Artikeln und Lehrbüchern kristallisieren sich einige allgemein gültige Grundsätze einer „richtigen“ Erziehung heraus. Das heute allgemein akzeptierte Erziehungsziel ist der **selbständige (mündige) Mensch**, welcher eigenverantwortlich, kritikfähig, widerstandsfähig, verantwortungsbewusst, tolerant und glücklich ist. Am besten geeignet zur Erreichung dieses Ziels erweist sich ein flexibler, situationsabhängiger, im Schwerpunkt aber **demokratischer Erziehungsstil** (siehe Abschnitt [3]). Die Diplompädagogin **Maria Wallner** vergleicht das Erziehen mit dem Jonglieren mit drei Bällen. Der erste Ball ist „**Wärme**“, der zweite Ball sind „**Regeln**“ und der dritte Ball ist „**Selbständigkeit**“. Richtiges Jonglieren muss mühsam erlernt werden. Man muss es täglich mit Ausdauer üben, und dabei kann es passieren, dass die Bälle aus der Hand gleiten und zu Boden fallen. Dieses Jonglier-Gleichnis beschreibt sehr gut die Hauptmerkmale einer „richtigen“ Erziehung, die in **acht Erziehungsfaktoren (F)** aufgegliedert werden können.

- (F1) **Wärme und Geborgenheit vermitteln**
- (F2) **Achtsam zuhören und sich Zeit nehmen**
- (F3) **Geduld und Gelassenheit aufbringen**
- (F4) **Immer offen, ehrlich und authentisch sein**
- (F5) **Auf Klarheit, Ordnung, Regelmäßigkeit achten**
- (F6) **Angemessene Leitlinien und Grenzen setzen**
- (F7) **Konstanz und Konsequenz einhalten**
- (F8) **Selbständigkeit und Verantwortung fördern**

Im Folgenden sollen dazu noch einige Beispiele aus der Erziehungspraxis angegeben werden.

ad F1: Wärme und Geborgenheit vermitteln . . .

Vor allem in den ersten Lebensjahren brauchen Kinder bedingungslose Liebe. Dabei muss das Kind so angenommen werden wie es ist, und dies muss ihm auch gezeigt werden. So entwickelt sich Urvertrauen und Selbstvertrauen. Die Welt ist für das Kind ein großer Abenteuerspielplatz und für seine Erkundungsausflüge braucht es unbedingt die verlässliche Geborgenheit einer sicheren Bindung (siehe Abschnitt [1]). Ein Kind, das sich verweigert, weint und schreit, gibt so nur zu erkennen, dass seine legitimen Grundbedürfnisse nicht befriedigt wurden. Hier ist nicht Zurechtweisen oder Schimpfen angebracht, sondern Zuwendung und Beruhigung.

ad F2: Achtsam zuhören und sich Zeit nehmen . . .

Eltern sollen aktiv und aufmerksam zuhören und nicht beiläufig oder nebenbei. Spielsachen sind sicher wichtig, viel wichtiger aber ist es für Kinder im Alltag mithelfen zu dürfen (z.B. bei der Zubereitung des Essens oder beim Aufräumen der Wohnung oder bei der Pflege des Gartens). Auch wenn dann alles etwas länger dauert. Die nötige Zeit sollte dafür aufgebracht werden.

ad F3: Geduld und Gelassenheit aufbringen . . .

Kinder können ihre Eltern oft zur Weißglut treiben, beispielsweise bei den Tischsitten oder beim Kleideranziehen. Hier sind keine sofortigen Verhaltensänderungen zu erwarten. Hier und bei vielen anderen Dingen sind Geduld und Gelassenheit gefragt.

ad F4: Immer offen, ehrlich und authentisch sein . . .

Kinder erreicht man am besten, wenn man ehrlich und authentisch ist. Statt zu lügen oder etwas vorzuspielen, kann man durchaus seine eigenen Fehler eingestehen. Kinder haben ein sehr gutes Gespür dafür, ob ein Verhalten echt oder nur gespielt ist.

ad F5: Auf Klarheit, Ordnung, Regelmäßigkeit achten . . .

Kinder haben das Bedürfnis nach Übersicht und Ordnung. Sie fühlen sich sicher bei regelmäßigen Tagesabläufen. Sie brauchen immer gleiche, feste Rituale. Die neuronalen Netze unseres Gehirns lernen nur dann optimal, wenn die Inputreize klar und regelmäßig dargeboten werden. Das gilt uneingeschränkt für alle Formen des Lernens.

ad F6: Angemessene Leitlinien und Grenzen setzen . . .

Nur wenn klare Regeln und angemessene Grenzen gesetzt werden, lernen Kinder Befriedigungen aufzuschieben und Frustrationen auszuhalten. Allgemeine Regeln (Zimmer aufräumen, die Sachen in Ordnung bringen, die Hausübungen machen, Spielzeiten und Schlafenszeiten einhalten, usw.) ersparen endlose und zermürende Diskussionen. Man kann sie gemeinsam mit den Kindern aufstellen, niederschreiben und auch die Konsequenzen bei ihrer Nichteinhaltung festlegen.

ad F7: Konstanz und Konsequenz einhalten . . .

Psychische und physische Gewalt haben in der Erziehung nichts zu suchen. Harter Liebesentzug oder Zynismus sind oft sehr verletzend. Es gibt auch keine „gesunden Ohrfeigen“. Sie bedeuten enormen Stress für das betroffene Kind. Es erlebt sich ohnmächtig und hilflos und wird in seinem Selbstwert geschwächt. Es reagiert dann entweder mit nachgiebiger Überanpassung oder mit einer chronischen Widerstandshaltung. Wenn Strafen tabu sind, wie soll eine gute Erziehung gelingen? Die Antwort ist eine *Erziehung mit Konsequenz*.

Von Anfang an sollten dem Kind bestimmte Spielregeln klar gemacht werden, und dass ihre Nichteinhaltung immer Konsequenzen nach sich zieht. Ist beispielsweise ausgemacht, dass das Kind vor dem Schlafengehen nur ein Computerspiel spielen darf und es spielt dann aber weiter, so darf es am nächsten Tag eben nicht mehr spielen. Eltern sollen mit ihren Kindern immer Klartext reden, wenn es Grenzen überschreitet – jedoch sollte dies in respektvollem und liebevollem Ton passieren. Spielregeln immer erklären, die Einhaltung dieser Regeln konsequent einfordern, und dabei trotzdem einen achtsamen gegenseitigen Umgang pflegen.

ad F8: Selbständigkeit und Verantwortung fördern . . .

Erziehung zur Selbständigkeit und Eigenverantwortung ist wichtig. Sehr oft wird aber übertrieben. Es ist kontraproduktiv über alles und jedes nach dem Einverständnis der Kinder zu fragen und sie überall mitreden zu lassen („überfragte Kinder“). Es gibt immer Dinge, die nicht verhandelbar sind, und Kinder müssen lernen, das zu akzeptieren. Trotz allem Einbinden und Ernstnehmen existiert die Asymmetrie zwischen erfahrenem Erwachsenen und unerfahrenem Kind. Oft ist es jedoch sehr schwierig abzuwägen, ob man seinem Kind eine bestimmte Tätigkeit selbständig und in Eigenverantwortung zutrauen kann oder nicht.

[6] Allgemeine Leitlinien der Schulbildung

Bildung im weitesten Sinne überschneidet sich mit Erziehung in großen Teilen. Eine Bildung im engeren Sinne vermittelt einschlägiges Wissen, was vor allem die Aufgabe von Schulen ist. Die schulische und die außerschulische Bildung verfolgen beim Lernenden drei grundsätzliche Ziele:

- **Entwicklung einer psychisch gesunden Persönlichkeit**
- **Entwicklung von emotionalen und sozialen Kompetenzen**
- **Vermittlung von kognitiven Fähigkeiten und Fachwissen**

Der Kernpunkt der schulischen Bildung liegt, ähnlich wie bei der psychotherapeutischen Allianz, in der vertrauensvollen und respektvollen Beziehung zwischen Lehrer und Schüler. Nur wenn im Prozess des Lehrens und Lernens die sechs psychoneuralen Grundsysteme (Bindung, Beruhigung, Belohnung, Stressverarbeitung, Impulshemmung und Realitätsprüfung) entsprechend berücksichtigt werden, ist langfristiger Lernerfolg sichergestellt. Ansonsten ist der Ertrag dürftig und die Mühe umsonst. Der Lehrer muss eine personale und fachliche Autorität für den Schüler sein. Der ausgereiften, wissenden Persönlichkeit des Lehrers steht die unreife, unwissende Persönlichkeit des Schülers gegenüber. Daraus ergibt sich notwendig ein asymmetrisches Lehrer-Schüler-Verhältnis. Trotzdem sollten Selbstwirksamkeit und Selbstsicherheit des Schülers angestrebt werden.

Ein nachhaltiger Lernerfolg hängt von folgenden drei Grundfaktoren ab: (1) von der **Intelligenz**, (2) von **Motivation und Begeisterung**, (3) von **Ausdauer und Fleiß**.

Intelligentes Verhalten ist zum großen Teil angeboren, kann aber mit Hilfe entsprechender Lern- und Lehrmethoden erheblich gefördert werden. Motivation ist die Basis für jeden Lernerfolg. Sie lebt in hohem Maße vom Vorbild, von Ermutigung und Belohnung. In der Schule muss der Lehrer zunächst ein guter Motivator sein (durch seine vorbildhafte personale Autorität) und dann erst ein guter Wissensvermittler (durch seine vorbildhafte fachliche Autorität).

Zunächst müssen beim Schüler Neugierde und Interesse geweckt werden, dann erst kann nachhaltig unterrichtet werden. Der dritte Faktor liegt auf der Seite des Schülers. Nur durch Fleiß und Ausdauer wird langfristiger Lernerfolg gesichert. Das aber bedeutet nicht nur Spass, sondern auch Arbeit und Mühe. Leider sind Fleiß und Ausdauer in den meisten westlichen Kulturen aus der Mode gekommen – jedoch in vielen östlichen Kulturen bedeuten sie noch immer erstrebenswerte Persönlichkeitseigenschaften.

In kognitiver Hinsicht geht es beim schulischen Lernen darum, dass Lerninhalte dauerhaft im Langzeitgedächtnis des Schülers gespeichert werden. Neben dem motivierenden Vorbild des Lehrers ist die schülergerechte Darbietung des Lernstoffes ein wichtiger Faktor. Diese muss so erfolgen, dass eine Verankerung im Vorwissen des Schülers möglich ist. Nur durch Assoziation mit bereits Bekanntem kann Unbekanntes erlernt und beherrscht werden.

In der Schulrealität kommuniziert ein Lehrergehirn im Klassenraum mit ca. 25 Schülergehirnen. Jedes Gehirn bringt seine eigene, individuelle psychische (Er)Lebenswelt mit. Damit das Lehrergehirn bei der Wissensvermittlung die Lerninhalte bleibend in den Schülergehirnen verankern kann, muss es ein Wissen um das jeweilige Vorwissen in den Schülergehirnen haben. Dieses Wissen muss sich der Lehrer unbedingt verschaffen, bevor er zu unterrichten beginnt.

Zusätzlich sind ständige Wiederholung und begleitende Lernkontrollen unabdingbare Voraussetzungen für Nachhaltigkeit. Außerdem müssen die Gesetze der Lernpsychologie beachtet werden. Vor allem darf der Lernstoff nicht zu umfangreich sein. Er sollte logisch gegliedert sein, und die Lernakte sollten zeitlich gestreut werden. Auch hier gilt der Grundsatz „*Weniger ist Mehr*“. Schlussendlich sollte immer die Sinnhaftigkeit des Lernstoffes aufgezeigt werden. Für den Schüler ist es lernhemmend, wenn er nicht weiß wofür er eigentlich lernt.

Was die Unterrichtsform betrifft, gibt es keine Prioritäten. Der Frontalunterricht eines kompetenten, einfühlsamen und begeisternden Lehrers ist allemal wirksamer als ein wenig strukturierter Gruppenunterricht oder ein nicht überwachter Einzelunterricht. Ein wichtiges Thema ist auch die Leistungsdifferenzierung. Der Unterricht in leistungsmäßig sehr inhomogenen Schulklassen mit Binnendifferenzierung ist nur in der elementaren Grundschule sinnvoll. Je komplexer die zu vermittelnden Wissensinhalte sind, umso effektiver erweisen sich kleine homogene Leistungsgruppen. Dabei sollte jedoch beachtet werden, dass solche Aufteilungen immer flexibel und reversibel gehalten werden.

Im sozialen Miteinander sind gegenseitiger Respekt und Achtsamkeit gefordert. In emotionaler Hinsicht muss zwischen Lehrer und Schüler eine vertrauensvolle und respektvolle Beziehung aufgebaut werden. Nur auf der Basis einer positiven und sicheren Bindung ist nachhaltiges Lernen möglich. Dazu muss in der Schule ein möglichst stressfreies und angstfreies Lernklima geschaffen werden.

Wissensvermittlung und Persönlichkeitsbildung können nur funktionieren, wenn die psychoneutralen Grundsysteme entsprechend berücksichtigt werden. Dabei geht es um Bindungsfähigkeit, Empathie, Selbstberuhigung, Selbstbelohnung, Selbstwirksamkeit und auch Belohnungsaufschub, Selbstmotivation, Stressverarbeitung, Frustrationstoleranz, Realitätssinn und Risikowahrnehmung. Das zusammen macht eine „reife Persönlichkeit“ aus. All dies zu erwerben und auszubauen ist eine lebenslange Aufgabe und nicht mit dem Schulabschluss beendet - aber in der Kindheit und Jugendzeit kann viel mehr erreicht werden als später.

Leider ist es ein Tatbestand, dass in der üblichen Schulpraxis diese Faktoren viel zu wenig beachtet werden. Um schulische Bildung nachhaltig zu verbessern, muss diesen neurobiopsychologischen Erkenntnissen Rechnung getragen werden.

[7] Die Messbarkeit von Schülerleistungen

Es gibt zwei Ansätze zur Bewertung von Schülerleistungen: (1) ein quantitatives, beispielsweise fünfstufiges Notensystem oder (2) ein qualitatives, verbal beschreibendes Bewertungssystem. Trotz verschiedener Nachteile des Notensystems ist dieses vorzuziehen, weil verbale Bewertungsverfahren noch größere Nachteile und Probleme erzeugen, wie (a) die unterschiedliche Auswahl von den Beurteilungskriterien und (b) die subjektive Art und Weise der Ausformulierungen und (c) den Mangel an objektiver Vergleichbarkeit.

Noten sollen Schüler, Lehrer und andere über das Leistungsvermögen des Schülers informieren. Durch die Noten kann der Lehrer auch seine eigene Unterrichtsqualität besser einschätzen und Vorhersagen über die künftige Schülerentwicklung treffen. Noten dienen als Grundlage für Selektionsentscheidungen und Notenverteilungen können auch statistisch ausgewertet werden.

Wie werden Noten gebildet? Der zu messende Gegenstand ist die Leistung eines Schülers bei der Lösung von gestellten Aufgaben. Dazu muss zuerst die Aufgabenstellung sowohl dem gewünschten Lernziel als auch der jeweiligen Altersstufe (Schwierigkeit) entsprechen. Im Idealfall sind Lernziel und Lernstoff normiert und standardisiert. Zweitens müssen die Auswertungskategorien der Aufgabenlösung festgelegt werden. Im Idealfall ist der Bewertungsschlüssel der Aufgabenlösung normiert und standardisiert. Dadurch wird objektiv bestimmt, was die einzelnen Noten bedeuten. Ursprünglich sind die Noten ein „Klasseninternes Bezugssystem“. Durch Standardisierung in überregionalen, zentralen Stellen werden die Noten relativ unabhängig vom klasseninternen Bezug und können klassenübergreifend interpretiert werden. Dadurch sind Vergleichbarkeit und Transparenz gewährleistet. Der unbestreitbare Vorteil der Standardisierung von Lernstoff und Prüfungsverfahren liegt darin, dass erstens verschiedene Lehrer dieselbe Schülerarbeit möglichst gleich bewerten, und dass zweitens Schüler der gleichen Altersstufe und des gleichen Schultyps immer nach demselben Lehrstoff unterrichtet werden.

Wichtig erscheint die Ausarbeitung der methodischen Grundkompetenzen in den verschiedenen Gegenständen und deren genaue Beschreibung mithilfe von Deskriptoren. In den **Sprachen** sind es die vier Grundkompetenzen *Hören, Lesen, Schreiben* und *Sprechen*. Hilfreich zur Beurteilung von Schreibproduktionen sind dabei die 4 Hauptdeskriptoren *Erfüllung der Aufgabenstellung (Inhalt)*, *Aufbau und Layout (Gliederung)*, *Spektrum sprachlicher Mittel (Ausdruck)*, *Sprach- und Schreibrichtigkeit (Grammatik und Rechtschreibung)*. Diese 4 Beurteilungsfaktoren sind standardmäßig gleich gewichtet.

In der **Mathematik** sind es 6 Methodenkompetenzen: *Modellieren und Darstellen (M1)*, *Operieren und Rechnen (M2)*, *Verwenden von Werkzeugen (M3)*, *Abstrahieren und Transferieren (M4)*, *Sprachrichtiges Argumentieren und Kommunizieren (M5)*, *Interpretieren und Reflektieren (M6)*. Diese methodischen Kompetenzen sind auch in anderen Gegenständen anwendbar.

Natürlich setzt eine solche methodische Kompetenzorientierung das Lehren und Lernen von fachspezifischen Inhalten voraus. Eine Kompetenzorientierung ohne inhaltliche Wissensvermittlung ist unsinnig. Genauso wenig zielführend erscheint das alleinige Wissen um Fakten ohne das Wissen, wie mit den Fakten umzugehen ist (Abstrahieren, Transferieren, Interpretieren); beispielsweise in Geschichte oder Biologie.

Es gibt auch Unterrichtsfelder wo eine normierende Standardisierung nicht sinnvoll ist. Dazu zählen vor allem kreative und musische Betätigungen. So können bei sprachlichen Leistungen nur Teilbereiche mit Hilfe von normierten Aufgabenstellungen (Lückentexte, Multiple Choice Fragen, usw.) erfasst werden. Sprachunterricht darf nicht nur auf die richtige Verwendung von vorgegebenen Textbausteinen reduziert werden. Dem kreativen, freien Schreiben sollte mehr Gewicht zugemessen werden.

Schließlich muss unbedingt erwähnt werden, dass es mehrere subjektive Fehlerquellen seitens der beurteilenden Lehrer gibt, beispielsweise den **Halo-Effekt** (ein sehr guter Allgemeineindruck beeinflusst die Wahrnehmung von einzelnen Merkmalen), den **Beharrungs-Effekt** (einmal gefällte Urteile werden nur schwer abgeändert), den **Barmherzigkeits-Effekt** (zu milde Beurteilung von Schülern in schwierigen gesundheitlichen oder sozialen Situationen), den **Disziplinierungs-Effekt** (Lehrer setzen die Noten zur Disziplinierung von Schülern ein), den **Sympathie-Effekt** (sympathische Schüler werden besser beurteilt), usw. Trotz dieser subjektiven Fehlerquellen ist ein standardisiertes und normiertes Notensystem das objektivste aller Bewertungsverfahren.

[8] Anmerkungen zum Mathematikunterricht

• **Mathematik soll Denkhaltungen bilden**

Neben der Vermittlung von praktischen Fertigkeiten wie beispielsweise „Prozentrechnen“ ist ein vorrangiges Ziel des Mathematikunterrichtes das Erlernen von effektivem Problemlöseverhalten.

Kreatives Denken: Entwicklung origineller, phantasievoller Lösungswege.

Analytisches Denken: Zerlegung der Arbeit in Bausteine.

Systematisches Denken: Schrittweise Entwicklung der Lösung.

Induktives Denken: Analysieren und Erkennen von Regelmäßigkeiten.

Deduktives Denken: Behauptungen müssen bewiesen werden.

Kritisches Denken: Hinterfragen der Gültigkeit verwendeter Verfahren.

Genaueres Sprechen: Exakte sprachliche Formulierung von Problem und Lösung.

Das Auswendiglernen von Formeln und Rezepten zum stereotypen Durchrechnen von Übungsbeispielen ist weniger wichtig.

• **Mathematik soll Meditation sein**

Im Zeitalter multimedialer Hirnzersplitterung (insbesondere durch Computer und Fernsehen) ist es wichtig, dass beim Lösen einer gestellten Aufgabe der Schüler zumindest eine Zeit lang nur mit sich selbst und dem Problem kämpft. Natürlich werden dabei auch einige Hilfestellungen von außen notwendig sein. Die konzentrierte Auseinandersetzung mit dem Problem soll jedoch allein erfolgen - in Einzelarbeit und nicht in geschwätziger Gruppenarbeit.

• **Mathematik soll Abenteuer sein**

Der Lehrer muss motivieren. Die entsprechend einfache, anschauliche und spannende Darbietung einer mathematischen Aufgabe soll beim Schüler Problembewusstsein, Neugierde und Erwartungsspannung auslösen. Der Lehrer als Animateur des Intellekts. Die wahren Abenteuer sind im Kopf und sind sie nicht im Kopf, dann sind sie nirgendwo.

• **Mathematik soll Freude machen**

Sowohl dem Schüler als auch dem Lehrer soll ein so verstandener Mathematikunterricht Freude machen. Dem einsamen Kampf mit dem Problem soll eine umso lebhaftere Diskussion über die versuchten Lösungswege folgen. Die Schüler besprechen die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Meinungen und lernen so scharfsinnig zu argumentieren. Erfolgversprechende Vorschläge sollen vom Lehrer hinterfragt und entsprechend gewürdigt werden, und weniger erfolgreiche Schüler sollen zu weiteren Denkbemühungen ermutigt werden.

• **Mathematik soll nicht weltfremd sein**

Grau ist alle Theorie. Der unverzichtbare Ausgangspunkt des Mathematikunterrichtes sollte zunächst immer die erfahrbare Lebenswirklichkeit der Schüler sein. Die Mathematik entwickelt sodann für die verschiedenen Sachgebiete formale Modelle. Dadurch werden Teilbereiche der Welt quantifizierbar und berechenbar. So werden die Grundlagen für Naturwissenschaft und Technik geschaffen.

[9] Psychosoziale Aspekte von Lernstörungen

Dieser Artikel soll die Vielschichtigkeit der Ursachen von Lernstörungen aufzeigen und dazu beitragen, vorschnelle und eindimensionale Erklärungen zu vermeiden. Zunächst ein Fallbeispiel aus der täglichen Schulpraxis: Der *Schüler S* aus der vierten Klasse eines Gymnasiums erbringt in mehreren Unterrichtsfächern ungenügende Leistungen. Auffällig sind dabei seine erhebliche Konzentrationsschwäche, die von verschiedenen Lehrern festgestellt wird und seine gelegentlich auftretenden Asthmaanfälle; ansonsten zeigt er ein durchaus angepasstes Verhalten.

Nehmen wir den nicht seltenen Fall an, dass der *Lehrer L* es unternimmt, nach den Ursachen für die Leistungsschwäche seines *Schülers S* zu fragen. Hinterfragen heißt ja, sich hinter die sichtbare Oberfläche zu wagen. Zu diesem Zweck intensiviert er die Beobachtung des Verhaltens seines Schülers und führt längere Gespräche mit ihm, seinen Mitschülern, seinen Eltern und auch den anderen Lehrerkollegen. Nehmen wir weiter an, dass der *Lehrer L* über jene psychologische Kompetenz verfügt, die es ihm ermöglicht einen zutreffenden, ganzheitlichen Befund aus seinen unterschiedlichen Recherchen zu ziehen. Im Sinne des Prinzips der Multikausalität gelingt es dem *Lehrer L* in unserem Beispiel sechs wichtige Faktoren, welche für die Lebenssituation des *Schülers S* relevant sind, aufzudecken. (Anmerkung: In der derzeitigen Schulpraxis, wo ein Lehrer sehr viele Schüler unterrichtet, ist eine solche zeit- und arbeitsaufwendige Beschäftigung mit einem einzelnen Schüler nur schwer möglich!)

(a) Der Vater

Zum Vater besteht ein ambivalentes emotionales Verhältnis, das zu andauernden Konflikten führt. Der Vater, ein Beamter von Beruf, projiziert in den Sohn seine eigenen hohen Leistungserwartungen, welche nicht erfüllt werden. Der Sohn erhofft von seinem Vater mehr Miteinander-Tun, welches nicht stattfindet. Die Situation verschärft sich. Am Ende steht ein fast völliger Kommunikationsverlust mit Enttäuschungen und Frustrationen auf beiden Seiten.

(b) Die Mutter

Von seiner Mutter erhofft sich *Schüler S* Verständnis, Hilfe und Schutz. Seine Mutter ist aber zu schwach, zu meinungsabhängig von ihrem dominanten Mann. Sie ist nicht in der Lage, ihrem Sohn jene verständnisvolle Fürsorglichkeit zu geben, welche er in dieser kritischen Lebensphase nötig hätte. Außerdem ist sie ebenfalls berufstätig und mit Beruf und Haushalt überlastet.

(c) Der Bruder

Schüler S hat einen jüngeren Bruder, der in der Schule vorzügliche Leistungen erbringt. Dieser Bruder wird von den Eltern bevorzugt und als positives Vorbild hingestellt. *Schüler S* fühlt sich zurückgesetzt und benachteiligt. Er entwickelt eine Reihe von negativen Emotionen gegenüber seinem Bruder (Neid, Eifersucht, Hass).

(d) Die Interessen

Schüler S zeigt ein besonderes Interesse an biologischen Vorgängen, das von seinen Eltern nie gefördert wurde. Außerdem wollte er nach der zweiten Klasse Unterstufe nicht in jenen Klassentyp aufsteigen, wo Latein unterrichtet wird. Er wurde aber von seinen Eltern dazu gezwungen. So sieht er sich fast täglich mit einem Unterrichtsfach konfrontiert, das er nicht wählen wollte und das ihn nicht interessiert.

(e) Die Klasse

Schüler S fühlt sich im Ganzen unverstanden und zieht sich schrittweise zurück. Kompensatorisch kommt es in der Klasse zu gelegentlichen Akten von Aggression gegen seine Mitschüler. Er schlittert in eine Außenseiterposition und ist nicht richtig integriert. Auch diese Situation in der Klasse erweist sich für **Schüler S** in keiner Weise als emotional befriedigend. Die Kontaktdichte zu seinen Mitschülern nimmt ab.

(f) Psychosomatische Reaktion

Die manchmal auftretenden Anfälle von Atemnot können mit Hilfe der beschriebenen emotionalen Situation, in der sich **Schülers S** befindet, erklärt werden. Die Lunge vermittelt den Stoffaustausch zwischen Außen und Innen; und die Sprache als wichtigstes Kontaktmittel wird durch Modulation des Luftstromes beim Ausatmen erzeugt. Das soziale Kommunikationsproblem und die psychische Belastung von **Schüler S** wirken als Stress einerseits auf das vegetative Nervensystem und andererseits auf das Immunsystem. Über diese Signalsysteme können sich gerade in dem betreffenden Fall Funktionsstörungen in der Lunge manifestieren: Einerseits vegetativ übersteuerte Kontraktionen der glatten Bronchialmuskulatur (d.h. Verengung der Atemwege) und andererseits erhöhte Infektionsanfälligkeit infolge reduzierter Abwehrleistung des Immunsystem (d.h. Entzündungen der Bronchien mit Schleimbildung). Man spricht in diesem Zusammenhang auch von psychosomatischem Bronchialasthma.

Auf diese verschiedenen Hintergrundfaktoren ist der bemühte und engagierte **Lehrer L** gestoßen. In weiteren Gesprächen mit dem **Schüler S** und vor allem mit dessen Eltern versucht er eine Verbesserung der emotionalen Situation des Schülers zu erreichen. **Lehrer L** erhofft sich dadurch eine Steigerung der Konzentrationsfähigkeit und der Lernleistung.

Das beschriebene Fallbeispiel sollte den mühsamen und zeitaufwendigen Weg einer multikausalen Befunderhebung in psychosozialen Fragestellungen aufzeigen. Lernstörungen und Verhaltensauffälligkeiten sind sehr oft nur verstehbar (und vielleicht auch behebbar) aus dem vielschichtigen Netzwerk psychosozialer Beziehungen, in dem das Kind eingebettet ist. Erst auf dieser multifaktoriellen Grundlage kann ein ganzheitlicher Befund (und vielleicht ein Therapieplan) erstellt werden. Wird beispielsweise bei einem Kind eine umgrenzte Teilleistungsschwäche vermutet, so sollte ein entsprechender geeichter psychologischer Test durchgeführt werden. Nach der sorgfältigen Befunderhebung kann dann einerseits ein individuelles lernpsychologisches Übungsprogramm erstellt werden; andererseits sollte aber auch die jeweilige psychosoziale Situation des Kindes miteinbezogen, d.h. eine enge Zusammenarbeit mit den Eltern gesucht werden. Bei schwereren Fällen von Lernstörungen sind die Schule und der Lehrer mit Sicherheit überfordert. Dafür steht der professionelle psychologische Dienst zur Verfügung.

Aber der Zeitgeist läuft anders: Eine Rückkehr zu simplen Antworten auf komplexe Probleme ist zu beobachten. Den so genannten alternativen, esoterischen Methoden gemeinsam ist die Zentrierung des Krankheitsgeschehens auf den individuellen Patienten, in unserem Falle auf das Kind. Es werden eindimensionale, grob vereinfachende und stereotyp wieder kehrende Universalerklärungen angeboten und verbreitet. Außer Acht gelassen wird die systemische, mehrdimensionale Sichtweise psychosozialer Problemstellungen. Die meisten Lernstörungen erweisen sich, so wie das obige Beispiel, als Signale einer gestörten Grundbeziehung zwischen Kind und seiner gesellschaftlichen Situation. Eine Therapie, die nur aus einfachen Körperübungen, aus der Verabreichung von Bach-Blüten oder geschüttelten Kräuteresenzen besteht, mag vielleicht im Augenblick helfen (Placebo-Effekt), mag vielleicht kurzfristig die emotionale Befindlichkeit und das kognitive Leistungsvermögen verbessern (jede liebevolle Zuwendung ist förderlich), löst aber auf Dauer die Grundproblematik nicht.

[10] Anhang: Kinderjahre

Dieser Text ist ein Auszug aus dem Buch <*Kinderjahre*> von Remo Largo, einem Kinderarzt, Entwicklungspsychologen und Buchautor.

[A.1] Vielfalt und Individualität

Es gibt kein Entwicklungsmerkmal, das bei gleichaltrigen Kindern gleich ausgeprägt wäre. Die Vielfalt bei gleichaltrigen Kindern entsteht, weil Eigenschaften und Fähigkeiten von Kind zu Kind verschieden angelegt sind (z.B. die Körpergröße) und verschieden rasch ausreifen (z.B. die gesprochene Sprache). Gewisse Fähigkeiten können von Kind zu Kind verschiedenartige Entwicklungsverläufe nehmen (z.B. die frühe motorische Entwicklung). Mädchen sind durchschnittlich in jedem Alter etwas weiter entwickelt als Jungen. Dieser Geschlechtsunterschied ist vor allem auf eine unterschiedliche biologische Zeitskala zurückzuführen. Die Vielfalt bei Kindern ist in jeder Hinsicht so groß, dass Normvorstellungen irreführend sind. Die Vielfalt in ihrem ganzen Ausmaß zu kennen und als biologische Realität zu akzeptieren ist eine grundlegende Voraussetzung dafür, den individuellen Bedürfnissen der Kinder gerecht zu werden.

Beim einzelnen Kind sind Eigenschaften und Fähigkeiten ebenfalls unterschiedlich angelegt und reifen verschieden aus. Die Individualität eines Kindes wird durch drei Faktoren bestimmt: (1) durch seine vererbten und erworbenen Fähigkeiten und Eigenschaften, (2) durch seine Fremdwahrnehmung und (3) durch seine Selbstwahrnehmung (ab dem dritten Lebensjahr).

Die Art und Weise, wie die Eltern mit dem Kind umgehen, die soziale Anerkennung von Eltern, Bezugspersonen und Gleichaltrigen sowie kulturelle und gesellschaftliche Faktoren bestimmen die Individualität eines Kindes. Eine Erziehung zur Individualität bedeutet: Das Kind kann seine Stärken entwickeln und lernt, seine Schwächen anzunehmen.

[A.2] Anlage und Umwelt

Die *Anlagen* bestehen aus organischen und funktionellen Strukturen, die das Wachstum und die Entwicklung eines Kindes ermöglichen. Sie werden durch die Gene (Erbanlagen) und auch vorgeburtliche Einflüsse bestimmt. Die Ausreifung der Strukturen besteht in einer Differenzierung und einer Spezifizierung von Fähigkeiten und Verhaltensweisen während der Kindheit, z.B. nimmt die Sprachkompetenz ständig zu (Differenzierung) und wird aber gleichzeitig auf die Sprache der jeweiligen Umgebung festgelegt (Spezifizierung). Differenzierung und Spezifizierung kommen in der Adoleszenz zum Abschluss.

Die Eltern geben die Gene an ihre Kinder weiter. Die vererbten organischen und funktionellen Strukturen schaffen die Grundvoraussetzungen, damit sich Fähigkeiten und Verhaltensweisen ausbilden können. Sie allein bringen aber weder Fähigkeiten noch Verhaltensweisen hervor. Dazu ist die *Umwelt* nötig, welche in zweierlei Hinsicht zur Entwicklung eines Kindes beiträgt:

- Sie befriedigt seine körperlichen und psychischen Grundbedürfnisse.
- Sie ermöglicht dem Kind jene Erfahrungen, welche es braucht, um sich Fähigkeiten und Wissen anzueignen.

Erfahrungen kann das Kind nur verarbeiten, wenn entsprechende organische und funktionelle Strukturen ausreichend ausgereift sind; z.B. beginnt das Kind dann zu sprechen, wenn seine Sprachorgane einen bestimmten Reifungsgrad erreicht haben.

Das Kind ist **aktiv und selektiv**: Es entwickelt sich aus sich heraus und sucht selbst bestimmte Erfahrungen. Seine Interessen und Neigungen richten sich nach seinem Entwicklungsstand. Die individuellen Fähigkeiten und Verhaltenseigenschaften setzen sich während der Entwicklung immer mehr durch: Die Umwelt bestimmt das Angebot an Erfahrungen, die das Kind machen kann, das Kind bestimmt, was es aufnimmt. Das Kind kann nur so viel von der Umwelt aufnehmen, wie es ihm von seinem Entwicklungsstand her möglich ist. Ein Angebot, das über seine Bedürfnisse hinausgeht, bleibt ungenutzt oder behindert sogar seine Entwicklung.

Die Entwicklung eines Kindes wird dann beeinträchtigt, wenn seine Grundbedürfnisse nicht befriedigt oder ihm entwicklungspezifische Erfahrungen vorenthalten werden. Die Eigenregulation ermöglicht es dem Kind, eine Entwicklungsverzögerung aufzuholen. Dieser Aufholprozess fällt umso vollständiger aus, je jünger das Kind ist und je kürzer die Beeinträchtigung gedauert hat. Eine Beeinträchtigung des Wachstums oder der intellektuellen Entwicklung kann eher aufgeholt werden als eine Beeinträchtigung des Bindungs- und des Sozialverhaltens.

[A.3] Geborgenheit und Zuwendung

Der Mensch ist in jedem Alter für sein **psychisches Wohlbefinden** auf Geborgenheit und Zuwendung angewiesen. Sich geborgen und angenommen zu fühlen, ist ein Grundbedürfnis von Kindern und auch von Erwachsenen. **Geborgenheit** erlebt das Kind, wenn seine körperlichen Bedürfnisse befriedigt werden und ihm vertraute Menschen ein Gefühl von Nähe und Sicherheit geben. **Zuwendung**, ein Gefühl des Angenommenseins, wird vor allem durch die Körpersprache (nonverbale Kommunikation) vermittelt. Für ein Kind besonders wichtig sind der Körper- und Augenkontakt, die Mimik und auch ein entsprechendes Distanzverhalten.

Je älter ein Kind wird, desto bedeutsamer wird die **soziale Anerkennung**, die es für Person, Verhalten und Leistung erhält. Ein Kind muss sich geborgen und angenommen fühlen, damit es sich seinen Möglichkeiten entsprechend entwickeln kann. Ein Mangel an Geborgenheit und Zuwendung beeinträchtigt das psychische Wohlbefinden, das Gedeihen und die Entwicklung eines Kindes. Ein solcher Mangel kann zu Entwicklungsstörungen führen.

[A.4] Bindungsverhalten und Bezugspersonen

Die Bindung zwischen Eltern und Kind stellt zuerst Ernährung, Pflege und Schutz des Kindes sicher und ermöglicht dann auch Entwicklung von Fähigkeiten und Weitergabe von Wissen. Die **Kind-Eltern-Bindung** wird durch verschiedene verhaltensbiologische Mechanismen gewährleistet:

- Die Bereitschaft, sich an vertraute Personen zu binden, bildet die Grundlage des menschlichen Bindungsverhaltens. Eine wichtige Rolle spielt dabei das Hormon Oxytocin. Das Kind sucht Nähe, Schutz und Zuwendung bei vertrauten Personen. Trennungsangst und Fremdenfurcht (Fremdeln) binden das Kind zusätzlich an Bezugspersonen.
- Angeborene Verhaltensmuster stellen dabei lebenserhaltende Funktionen sicher (Saug- und Schluckreflex), erleichtern soziale Kontakte (soziales Lächeln) und lösen Zuwendung aus (Kindchenschema).
- Das kindliche Bindungsverhalten besteht in einem Anhänglichkeits- und Abhängigkeitsverhalten. Das Kind bindet sich bedingungslos an diejenigen Personen, die ihm vertraut sind. Die Stärke der kindlichen Bindung hängt nicht nur von der Qualität der elterlichen Fürsorge und ihres Beziehungsverhaltens ab, sondern vor allem von einer früh geprägten Vertrautheit.

Die Bindung des Kindes an die Eltern ist die Grundlage der Erziehung. Die emotionale Abhängigkeit richtet das Kind auf die Eltern und andere Bezugspersonen aus und macht es lenkbar. Die Art und Weise, wie die Eltern mit dem Kind umgehen, ist von großer Bedeutung für sein psychisches Wohlbefinden und sein Selbstwertgefühl. Das kindliche Bindungsverhalten wandelt sich ständig. Die Eltern müssen ihre Fürsorge und ihr Verhalten dem Kind laufend anpassen. Die Bindungen, die das Kind in jeder Entwicklungsperiode eingeht, sind Lernerfahrungen, die sein zukünftiges Bindungsverhalten und seinen Umgang mit anderen Menschen mitbestimmen. Die Eltern-Kind-Bindung hat ihre Wurzeln in den Kindheitserfahrungen und auch in den Beziehungserfahrungen der Eltern.

Das Kind geht in den ersten Lebensjahren eine bedingungslose Bindung zu den Personen ein, die seine körperlichen und psychischen Bedürfnisse befriedigen. Die Bindung stellt die Befriedigung der folgenden Bedürfnisse sicher: Körperliche Bedürfnisse, Bedürfnis nach Nähe und Sicherheit, sowie Bedürfnis nach Zuwendung und sozialer Anerkennung. Jedes Bedürfnis ist von Kind zu Kind unterschiedlich ausgeprägt und verändert sich ständig während der Entwicklung.

Körperliche Bedürfnisse:

- Sie bestimmen beim Säugling die Bindung (Ernährung, Pflege).
- Kleinkind und Schulkind werden selbständig in der Ernährung und Pflege.
Sie bleiben aber von der elterlichen Fürsorge emotional abhängig.
- Der Jugendliche hingegen will über seinen Körper selbst verfügen.

Bedürfnis nach Nähe und Sicherheit:

- Besteht für den Säugling vor allem im Körperkontakt.
- Das Kleinkind braucht Bezugspersonen, die sofort erreichbar und verfügbar sind.
- Das Schulkind benötigt Gewissheit, immer Zugang zu Bezugspersonen zu haben.
- Der Jugendliche braucht die Nähe und den Rückhalt der Gleichaltrigen.

Bedürfnis nach Zuwendung und Anerkennung:

- Der Säugling bekommt Zuwendung durch den Austausch von Zärtlichkeiten.
- Für das Kleinkind sind gemeinsame Erlebnisse mit Bezugspersonen sehr wichtig.
- Das Schulkind braucht für seine Person, sein Verhalten und seine Leistungen die Anerkennung der Erwachsenen und Gleichaltrigen.
- Der Jugendliche ist vor allem auf die Anerkennung der Gleichaltrigen angewiesen.
In der Adoleszenz löst sich die Bindung zu den Hauptbezugspersonen.

Eine ***Bezugsperson*** zeichnet sich dadurch aus, dass ein Kind in ihrer Gegenwart sich wohl und geborgen fühlt, interessiert und aktiv ist, sowie bei ihr Geborgenheit, Zuwendung und Schutz findet (ohne wenn und aber). Die leibliche Mutter ist nicht die einzig mögliche Bezugsperson für ein Kind. Nicht die biologische Herkunft bindet, sondern die Vertrautheit, die durch Fürsorge, Nähe und Zuwendung entsteht. Vertrautheit setzt gegenseitiges Kennenlernen, Kontinuität und Intensität der Beziehung voraus. Die dabei ausgesendeten Signale müssen unmissverständlich und auf keinen Fall ambivalent sein.

Die Anzahl der Personen, an die sich ein Kind enger binden kann, ist durch sein begrenztes Anpassungsvermögen beschränkt. Bereits ein Säugling vermag sich aber an mehrere Personen zu binden. Umfassend vertraut mit einem Kind sind nur wenige Personen, zumeist die Eltern. Neben diesen Hauptbezugspersonen gibt es Bezugspersonen, die die Bedürfnisse des Kindes in einem begrenzten Lebensbereich und während einer beschränkten Zeit befriedigen können (z.B. Lehrer). Beim Verlust einer Bezugsperson trauert ein Kind weniger um eine bestimmte Person. Es leidet vielmehr darunter, daß seine Bedürfnisse nicht mehr oder nur noch ungenügend befriedigt werden.

[A.5] Intelligenz, Kompetenz und Lernen

Charakteristisch für die *menschliche Intelligenz* sind die Symbolfunktionen. Ein Symbol ist ein inneres Bild (Schema), das losgelöst von unmittelbaren Erfahrungen in immer wieder neuen Zusammenhängen verwendet werden kann, d.h. Abstraktion und semantischer Transfer (z.B. der Begriff "Tisch"). Die *Symbolfunktionen* haben unsere kulturellen Errungenschaften ermöglicht:

- Sprache und Mathematik
- Moral und Rechtssysteme
- Malerei, Bildhauerei und Architektur
- Totenkult, Mythenbildung und Religion
- Wissenschaft und Technik

Die Symbolfunktionen sind eine Erfindung der Evolution. Kulturrevolutionen, Eigendynamik der Symbolsysteme, der technischer Fortschritt und der steigende Bildungsstand der Bevölkerung haben zu einer exponentiellen Verbreitung symbolischer Aktivitäten geführt. Symbolfunktionen treten in der kindlichen Entwicklung ab dem zweiten Lebensjahr auf (Sprache, funktioneller Gebrauch von Gegenständen, Symbolspiel). Die wichtigsten geistigen Fähigkeiten lassen sich in sechs Grundkompetenzen einteilen:

- (1) Sprache (Hören, Sprechen, Lesen, Schreiben)
- (2) logisch-mathematisches Denken (Abstrahieren)
- (3) figural-räumliches Vorstellungsvermögen
- (4) Musikalität
- (5) motorisch-kinästhetische Geschicklichkeit
- (6) soziale (emotionale) Kompetenz

Eine *Kompetenz* ist ein Teilfaktor der Intelligenz. Sie ist jedoch keine funktionelle Einheit. Sie besteht aus mehreren, sehr oft unterschiedlich entwickelten Anteilen (z.B. Sprache: der formal-syntaktische, der semantische und der sozial-kommunikative Bereich). Verhalten und Leistungen werden meist nicht durch eine, sondern durch mehrere Kompetenzen bestimmt. Beim einzelnen Kind sind die Kompetenzen zumeist unterschiedlich ausgeprägt (beispielsweise kann die sprachliche Kompetenz besser entwickelt sein als die motorische).

Das Kind hat einen angeborenen Drang, seine soziale und seine materielle Umwelt begreifen zu wollen. Die zwei treibenden Kräfte der Entwicklung sind Neugier und Eigenaktivität. Interessen und Eigenaktivität sind in jedem Alter entwicklungspezifisch: Das Kind sucht sich aus der Vielzahl möglicher Erfahrungen diejenigen heraus, die seinem Entwicklungsstand entsprechen. Der Sinn des kindlichen Lernens liegt nicht im Endprodukt, sondern im Lernprozess selbst. Umwege, Fehlschläge und Enttäuschungen gehören ebenso zu den Lernerfahrungen wie der Erfolg. Sinnvolles Lernen zeichnet sich durch Eigenkontrolle und Selbstbestimmung aus. Die gesamte kindliche Entwicklung wird im Wesentlichen durch *drei Lernformen* bestimmt.

- Soziales/imitatives Lernen: Das Kind orientiert sich am Vorbild vertrauter Personen und ahmt deren Verhalten und Tun nach. Es ist wichtig für Sozialisierung, Sprachentwicklung und Erwerb von Kulturtechniken.
- Objektorientiertes Lernen: In der Auseinandersetzung mit der gegenständlichen Umwelt erwirbt sich das Kind geistige Fähigkeiten wie Raumvorstellung, Kategorisieren (Begriffsbildungen) oder kausales Denken.
- Lernen durch Unterweisung: Das Kind übernimmt Fähigkeiten und Wissen von Erwachsenen. Das Lernen erfolgt durch Handlungsanweisungen und erklärende Belehrungen. Das Kind wird so unterstützt, dass es selbständig zu Erfahrungen und neuen Einsichten kommen kann.

[A.6] Das Fit-Konzept

Die grundlegenden Anliegen des *Fit-Konzeptes* sind Wohlbefinden, Aktivität, Selbstwirksamkeit und Selbstwertgefühl des Kindes, so dass es fit für die Anforderungen des Lebens wird.

- Das Kind fühlt sich wohl und sicher, ist aktiv und eigeninitiativ.
- Das Kind erlebt seine Selbstwirksamkeit, d.h. es fühlt sich von anderen Menschen angenommen und anerkannt. Es kann mit seinen Leistungen auch vor den anderen Menschen bestehen.
- Das Kind entwickelt ein gutes Selbstwertgefühl.

Wohlbefinden ist eine Grundvoraussetzung für die bestmögliche Entwicklung des Kindes. Ein gutes Selbstwertgefühl ist entscheidend für die zukünftige Beziehungsfähigkeit und Leistungsfähigkeit. Wohlbefinden und Selbstwertgefühl eines Kindes werden im Wesentlichen durch drei Faktoren bestimmt: (1) Geborgenheit und Sicherheit, (2) Zuwendung und soziale Anerkennung und (3) Entwicklungsfortschritt und Leistung.

Das Kind fühlt sich dann geborgen, wenn seine Bezugspersonen verfügbar sind, beständig und angemessen in ihrem Verhalten sind, sowie eine Kontinuität in der Betreuung gewährleisten. Den wichtigsten Beitrag, den Eltern und Bezugspersonen wie Lehrer für die Entwicklung und das Selbstwertgefühl eines Kindes leisten können, ist jener, ihm die notwendige Geborgenheit und Zuwendung zu geben und es immer als Person und nicht nur als Leistungsträger vorbehaltlos zu akzeptieren. Nur wenn das Kind seine Selbstwirksamkeit auf seine Umgebung erlebt, können sich auch ein starkes Selbstwertgefühl und Selbstsicherheit entwickeln.

Kulturelle und familiäre Faktoren (z.B. leistungsorientierte Gesellschaft und Stellung in der Geschwisterfolge) bestimmen das individuelle Wohlbefinden und das Selbstwertgefühl mit. Das Kind lernt seine Entwicklungsmöglichkeiten und seine Leistungsfähigkeiten, aber auch deren Grenzen nur dann kennen und damit richtig umzugehen, wenn es aus sich heraus handeln kann. Initiative und Kontrolle über seine Aktivitäten sollten daher möglichst bei ihm liegen.

Grundlegend für das *Fit-Konzept* ist der dialogische und – soweit möglich – auch der demokratische Umgang der Bezugsperson mit dem Kind. Verhaltensregeln werden nicht autoritär befohlen, und es wird auch keine bedingungslose Gehorsamshaltung eingefordert. Verhaltensregeln werden erklärt und – soweit möglich – auch diskutiert und dann in angemessener Form (d.h. mit Geduld und Nachsicht) eingefordert. Ein kinderorientierter Umgang zeichnet sich durch eine wohlwollende, aufmerksame Gelassenheit aus, welche dem Kind zu verstehen gibt: Ich bin da, wenn du mich brauchst, aber ich dränge mich dir nicht auf. Die Herausforderung des Fit-Konzeptes besteht darin, sich als Eltern und Erzieher auf die Individualität des Kindes einzustellen, sein Verhalten richtig zu erkennen, und im Umgang mit dem Kind das richtige Maß zu finden.

Fit-Beispiel „Sauberkeit“

Das Alter, in dem Kinder trocken und sauber werden, wird durch deren individuelle Reifung bestimmt. Ein früher Beginn und eine hohe Intensität der Sauberkeitserziehung beschleunigen die Entwicklung der Blasen- und Darmkontrolle nicht wesentlich. Das Kind zeigt mit seiner Eigeninitiative an, wann es bereit ist, trocken und sauber zu sein. Um sauber und trocken zu werden, braucht das Kind kein besonderes Sauberkeitstraining, sondern Vorbilder zum Nachahmen (soziales Lernen). Die Eltern haben zwei Aufgaben: Sie sind Vorbild und unterstützen das Kind in seinem Bestreben, selbständig zu werden. Selbstbestimmtes Handeln führt zu einem guten Selbstwertgefühl.

Unter einem *Misfit* versteht man eine mangelnde Übereinstimmung zwischen Kind und Umwelt, welche durch Extremvarianten in der Entwicklung und/oder durch ungenügende Anpassung der Umwelt an das Kind verursacht werden. Extremvarianten bestehen in einem ungewöhnlichen Entwicklungstempo oder in einer ungewöhnlichen Ausprägung eines Entwicklungsmerkmals (beispielsweise verlangsamte Sprachentwicklung oder Rechenschwäche). Eine ungenügende Anpassung der Umwelt an das Kindes kann zu einem *Misfit* führen bei ungenügender Befriedigung der Grundbedürfnisse, bei ungenügender sozialer Anerkennung oder bei Überforderung der Leistungsfähigkeit. Ein *Misfit* kann sich auf ein Kind unterschiedlich auswirken:

- vermindertes Wohlbefinden und reduziertes Selbstwertgefühl
- reaktives Verhalten (z.B. Kind verlangt zusätzlich mehr Nähe und Zuwendung)
- Verhaltensauffälligkeiten, psychosomatische Symptome, Beeinträchtigung von Entwicklung und Leistung (Entwicklungsstörungen),
- depressive Gefühle und Verhaltensweisen

Wenn ein Kind auffällig ist, sollten wir uns nicht damit zufrieden geben, uns nur mit dem störenden Verhalten zu beschäftigen. Wir müssen uns vielmehr fragen: Worin besteht der Misfit? Was sind seine Ursachen? Wie kann er behoben werden? Jeder Misfit ist genauso einmalig wie das Kind. Die Auflösung eines Misfits ist immer individuell, abgestimmt auf die Bedürfnisse und die Eigenheiten des Kindes.

Die autoritäre Erziehung geht davon aus, dass ein Kind mit mehr schlechten als guten Wesenszügen auf die Welt kommt. Die schlechten Seiten müssen ihm ausgetrieben und die guten Seiten anerzogen werden. Sie baut auf Gehorsam auf, der durch Zwang und sogar Gewalt erreicht wird. Der Wille des Kindes muss gebrochen werden, damit das Kind die Autorität des Erwachsenen vorbehaltlos anerkennt. Ordnung und Unterwürfigkeit sind die Grundlagen der Tugendhaftigkeit. Negative Gefühlsäußerungen wie Trotzreaktionen müssen unterdrückt werden, damit sie nicht überhandnehmen. Bestrafungen und Belohnungen dienen dazu, das Kind zu kontrollieren.

Die negativen Auswirkungen der autoritären Erziehung sind: Angst vor der Autorität, unreflektierte Gehorsamshaltung, mangelhafte Entfaltungsmöglichkeit, Mangel an Konflikt- und Kritikfähigkeit, Fremdbestimmung, keine Eigenverantwortung, schwaches Selbstwertgefühl.

Die antiautoritäre Erziehung definiert sich – wie ihr Name sagt – durch die genaue Gegenposition zur autoritären Erziehung: Jedes Kind wird als ein ethisch gutes Wesen geboren. Es soll sich frei von jeder Autorität fühlen. Es braucht nicht Zwang und Druck, sondern Freiheit.

Das Fit-Konzept unterscheidet sich von der autoritären und der antiautoritären Erziehung grundsätzlich in den folgenden Punkten:

- Ein Kind wird weder gut noch schlecht geboren. Es orientiert sich in seinem sozialen Verhalten und in seinen Wertvorstellungen an seinen Vorbildern.
- Das Kind selbst macht den Erwachsenen zu seiner natürlichen Autorität, indem es sich an ihn bindet. Es lässt sich in dieser emotionalen Abhängigkeit führen und lenken.
- Freiheit im Sinne von Selbstbestimmung kann es nur so weit geben, wie das Kind bereits kognitive und soziale Kompetenzen erworben hat.
- Die Spielregeln des Verhaltens sollten – soweit möglich – mit demokratischem Dialog, mit sozialem Vorbild und mit nachhaltiger Konsequenz anerzogen werden.
- Je vertrauensvoller die Beziehung eines Kindes zu den Eltern und Bezugspersonen ist, desto weniger werden diese auf autoritäre Erziehungsmittel angewiesen sein.
- Autoritäre Erziehungsmittel lassen sich nie ganz vermeiden. Sie sollten aber auf erzieherische "Notfälle" beschränkt bleiben und kein Erziehungsprinzip darstellen.

